

DOI 10.1515/asia-2015-0016

**Rosner, Erhard:** *Leitzeichen des Imperiums: Programmatische Ortsnamen in der Geschichte Chinas*. Wiesbaden: Harrassowitz, 2013, 326 S., ISBN 978-3447-06443-9.

Дело тут совсем не в именах.  
Pavel Florenskij, *Imena*

In *The Philosophy of Grammar* (1924) führte Otto Jespersen eine Polemik gegen den Rationalisten John Stuart Mill, der in seinem *A System of Logic* (1843) den Eigennamen – den Personennamen wie den Toponymen – die Fähigkeit absprach, als Mittel von Konnotation aufzutreten: für Mill war es das definierende Merkmal der Eigennamen, daß sie bloß als Marker fungieren, durch welche Individuen zu Subjekten eines Diskurses gemacht werden.<sup>1</sup> Jespersen vertrat seinerseits umgekehrt die folgende Meinung: „A name always connotes the quality or qualities by which the bearer or bearers of the name *are known* (Hervorhebung V.V.), i.e. distinguished from other beings or things.“<sup>2</sup> Er vertrat diese These mit dem Argument, daß der Eigenname den jeweiligen Namens-träger durch Assoziationen konnotiere, welche sich im Bewußtsein des Zuhörers bzw. Lesers mit diesem Namensträger verbinden. Genau genommen liegt hier eine Trennung von Namen und deren Trägern vor, wobei die Konnotationen nur als Informationen über den Träger zu verstehen sind und sich die Frage nach einer eigenen Realität der Namen überhaupt nicht stellt.

Eine grundsätzlich andere Lösung fand dieses Problem in der Philosophie des russischen Geistlichen Pavel Florenskij, der in der Monographie *Die Eigennamen (Imena, 1926)* nicht nur die Einheit der Namen und deren Träger zu beweisen versuchte, sondern den Namen als das eigentliche Wesen des Namens-trägers ansah. Der Name sei ein Wort von einer ganz besonderen geistigen Dichte, er gehöre unter die Kategorien des Weltverstehens und bestimme u.a. die Fähigkeiten und das Schicksal des Namensträgers. Florenskij setzte sich für eine vollkommene geistige Realität des Eigennamens ein und verteidigte ihn – allerdings aus der Sicht einer ganz anderen Kultur als Jespersen – gegen

---

<sup>1</sup> Mill, John Stuart (1973): *A System of Logic, Ratiocinative and Inductive*. Toronto: Routledge, S. 30.

<sup>2</sup> Jespersen, Otto (1924): *The Philosophy of Grammar*. Chicago/London: Chicago University Press, S. 70.

Rationalisten, die in Namen „Muster von vermeintlichen Verallgemeinerungen sahen, die keiner Realität entsprechen.“<sup>3</sup> Der auf den ersten Blick paradoxe Satz Florenskijs: „Es geht hier ja gar nicht um Namen.“ („Delo tut sovsem ne v imenach.“<sup>4</sup>) gewinnt gerade im Licht dieser Polemik seine eigentliche Bedeutung, daß es sich hier um einiges mehr als arbiträre Bezeichnungen handelt: ein Name erscheint als geistiges Programm, welches von dem Namensträger in Erfüllung gebracht werden soll.

Die von Florenskij vorgebrachte Apologie des Eigennamens erklärt sich aus seiner christlichen Kultur: sie ist weder als ein Versuch konzipiert, die christlichen Namen neben Namen aus anderen Kulturen in ihrer jeweils eigenen Programmhaftigkeit zu beleuchten, noch als Untersuchung der konkreten Praxis von Namensverleihung und der damit verbundenen Intentionalität der Namensgeber, weil für ihn alle Namen die gleiche – erlösende – Mission erfüllen: die durch die Namen gewiesenen Wege zu diesem Ziel sind mannigfaltig, nicht das Ziel selbst.

Die Intentionalität der namensgebenden Instanz kann aber auch als eine ergiebige Quelle für das Studium ganz verschiedener Kulturen gelten. Es sei an solche Eigennamen erinnert wie Chen Wangdao 陳王道 (Wörtl.: „den Weg der Könige darlegen“), Vladivostok (= Beherrsche den Osten), Korobochka (Коробочка, wörtl.: „das Körbchen“ aus Gogols *Die toten Seelen*), Karl-Marx-Stadt, Place de la Concorde, Song Liaoren 宋了人 (Doktor Song, der wörtl. „den Menschen ein Ende bringt“ aus Liu Tangqings 劉唐卿 *Jiang sang shen* 降桑椹 (*Die Maulbeeren vom Himmel*), Stalinabad (von 1929 bis 1961 für Duschanbe.) Jeder von diesen Namen birgt in sich ein Programm, welches gemäß einer bestimmten ideologischen, politischen, ethischen bzw. künstlerischen Intention entworfen ist.

Wie aufschlußreich das Studium solcher Namen für das Verständnis einer Kultur und ihrer Tradition sein kann, demonstriert die vom Harrassowitz-Verlag herausgebrachte neue Monographie von Professor Erhard Rosner *Leitzeichen des Imperiums: Programmatische Ortsnamen in der Geschichte Chinas* (2013.) Diese diachron angelegte Studie beleuchtet Kontinuitäten und Wandel in der Praxis der Ortsnamensgebung in China von der Han-Dynastie bis in die Moderne hinein. Fokussiert wird sie auf programmatische Ortsnamen, die als Gruppe *sui generis* wie folgt definiert werden: „Ihnen ist gemein, dass sie Wortgut enthalten, welches den Herrschaftswillen des Imperiums wie das zivilisatorische Sendungsbewusstsein Chinas in plakativer Weise zur Geltung bringt.“ (S. 2) Programmatische Ortsnamen lassen sich hier primär als die in die Landschaft

<sup>3</sup> Florenskij, Pavel (1993): *Imena*. Kostroma: Archiv svjashennika Pavla Florenskogo, S. 32.

<sup>4</sup> Florenskij 1993: 33.

gemeißelten Abkürzungen von kaiserlichen Proklamationen verstehen, die sich sowohl an die Gesamtheit der Bevölkerung im Inneren des Reiches als auch nach außen hin, – an die Nachbarvölker richten. Der Untersuchungsgegenstand ist also von einer ganz besonderen Vielschichtigkeit: außer der philologischen Seite werden bei der Analyse dieser Ortsnamen stets die Verwaltungsgeschichte, die politische Geschichte sowie die Wirtschaftsgeographie berücksichtigt. Zu den wichtigsten ausgewerteten Quellen gehören das *Dushi fangyu jiyao* 讀史方輿紀要 (*Das Wichtigste über historische Geographie*) von Gu Zuyu 顧祖禹 (1631–1692), die Reichsgeographie der Qing-Zeit (*Da qing yitong zhi* 大清一統志) und die geographischen Kapitel der anderen Dynastiegeschichten. Methodisch stützt sich die Studie auf Wolfgang Bauers *Der chinesische Personennamen* (1959), was sich in der Gliederung zeigt: Teil I („Bausteine programmatischer Ortsnamen“, S. 17–70) ist den Strukturelementen der programmatischen Ortsnamen, Teil II („Die Botschaft der Zeichen“, S. 71–160) – deren Inhalten gewidmet. Anders als bei Bauer wird die Untersuchung der Ortsnamen auf Form und Inhalt hin durch eine separate Analyse des historischen Wandels in der Praxis der Namensverleihung in Teil III („Zeitliche und räumliche Verteilungsmuster im Laufe der imperialen Geschichte Chinas“, S. 161–287) ergänzt.

Der erste Teil behandelt drei diskrete Gruppen von Strukturelementen in Ortsnamen: Glückhafte Zeichen, Allusionen auf klassische Texte sowie Raum- und Zeitbegriffe. Unter den glückhaften Zeichen werden ihrerseits solche unterschieden, die dem Namen einer herrschenden Dynastie, einer Regierungsdevise oder einer autoritativen Persönlichkeit entnommen sind. Jede von diesen Untergruppen spiegelt eine Entwicklungsdynamik in der politischen Geschichte wider, so z. B. die Übernahme des Dynastiezeichens Xin 新 unter Wang Mang 王莽 in eine Reihe von Ortsnamen, die früher das Zeichen Han 漢 der Han-Dynastie enthielten (Bildungen von AnXin 安新 aus AnHan 安漢, Xintong 新通 aus Hanyang 漢陽, GuangXin 廣新 aus GuangHan 廣漢) mit der auf die Restauration der Han-Dynastie folgenden Abschaffung des Zeichens Xin aus den entsprechenden Ortsnamen (S. 17f.) oder gelegentliche Umbenennungen von Orten nach einem kaiserlichen Besuch, wobei der neue Name die jeweils aktuelle Regierungsdevise als Symbol der Prosperität verheißenden kaiserlichen Gunst aufnahm (z. B. die Umbenennung des Changnanzhen 昌南鎮 in Jingdezhen 景德鎮 im Jahre 1004, S. 28.)

Bei der Untersuchung der klassischen Allusionen sowie der Raum- und Zeitbegriffe in den programmatischen Ortsnamen wird auf ein besonders schwieriges Strukturproblem hingewiesen, wenn Ortsnamen nach einer bestimmten festzustellenden Formel zur Erzeugung von Assoziationen zwischen Binom und Text bzw. zwischen Binom und imperialer Politik gebildet sind, wie z. B. Zunyi 遵義 („der Gerechtigkeit folgen“, ein *xian* 縣 der Tang in Guizhou 貴州,

ein *fu* 府 der Ming ebd.) ist eine elliptische Raffung des ersten und vierten Zeichens der folgenden Vier-Zeichen-Gruppe aus dem Abschnitt „Hongfan“ 洪范 des *Shujing* 書經: „遵王之義“ („Folge der Gerechtigkeit der Könige“, S. 40.) Zunyi ist also viel mehr als eine Verb-Objekt Bindung von zwei moralisch erbaulichen Zeichen, sie besitzt eine tiefe Suggestivität und sendet eine verdeckte Botschaft des Klassikers an ein imperiales Randgebiet, das sich den Normen der chinesischen Zivilisation zu fügen hat. Besonders schwierige Fälle stellen die Binome dar, deren syntaktische Bildung nicht so eindeutig ist wie im Fall des Zunyi, so das bis 1965 an der Grenze zu Korea bestehende Andong 安東, welches nicht nur als Verb-Objekt Fügung („Den Osten befrieden“ bzw. imperativisch „Befriede den Osten!“), sondern auf den ersten Blick auch als Attribut-Subjekt Verbindung („friedlicher Osten“) interpretiert werden darf. Daß die letzte Art von Auslegung nicht stimmen kann, beweist Professor Rosner durch die politisch motivierte Umbenennung der Stadt in Dandong 丹東 im Jahre 1965: Die Umbenennung wurde nämlich dahingehend begründet, daß der Name Andong den freundschaftlichen Beziehungen des neuen China zu Korea im Wege stand. „Hätte Andong im modernen chinesischen Sprachverständnis wirklich nur „friedlicher Osten“ bedeutet, wäre dies wohl kaum Anlaß für eine solche Korrektur gewesen.“ (S. 67) Das letztgenannte Beispiel zeugt einerseits von einer oftmals festgelegten Logik der syntaktischen Fügung, die eine willkürliche Interpretation der Binome nicht zuläßt, andererseits auch von einer Kontinuität in der Praxis der Umbenennung von Ortsnamen zwischen der imperialen und der postimperialen Epochen: ein weiteres Beispiel für diese Kontinuität wäre die während der Republikzeit vorgenommene Umbenennung des Tors an der Südseite der Kaiserstadt in Zhonghuamen 中華門 (früher: DaMingmen 大明門 in der Ming und DaQingmen 大清門 in der Qing-Zeit (S. 25.)

Der zweite Teil der Monographie beleuchtet die inhaltliche Seite der in den Ortsnamen festgehaltenen imperialen Proklamationen und wird nach folgenden Themen gegliedert: Militärische Machtentfaltung an den Grenzen (Niederwerfung der „Barbaren“ und die dauerhafte Befriedung des Territoriums), die „Große Veränderung“ (*dahua*) und die Sendungen der chinesischen Zivilisation, die Person des Herrschers im Zentrum und die innere Festigung der Herrschaft. Der in den Ortsnamen verkündete Wille nach einer Befriedung unruhiger Grenzregionen gehört zu den besonders nachhaltigen Tendenzen der imperialen Namensgebung: frühe Beispiele finden sich bereits in der Han-Zeit und unter Wang Mang, so etwa die Gründung PoQiang 破羌 („Zerschlagt die Qiang“), Vorläuferin des späteren Leduxian 樂都縣 (heute Qinghai) im Jahre 60 v.Chr.; das von Wang Mang in Gansu kreierte Caolu 操虜 („Faßt die Schurken“) usw. (S. 71.) Aus den vielfältigen von Professor Rosner untersuchten inhaltlichen Gruppen programmatischer Ortsnamen sei hier noch eine besonders erwähnt, welche die Wirtschaft und die

Prosperität der Regionen, die Sorge des Herrschers um materielle Wohlfahrt im Reiche zum Thema hatte. Dazu gehören Ortsnamen, die auf das Hauptprodukt eines Verwaltungssitzes hinweisen, z.B. Salz (in Yanjing 鹽井 in Sichuan 四川, Yancheng 鹽城 im Huai-Gebiet, Yanyuan 鹽源, Haiyan 海鹽 usw.) oder Kupfer (Tongling 銅陵, in Anhui 安徽 am Yangzi 揚子), Blei (z. B. Qianshanxian 鉛山縣 in Jiangxi 江西) usw. (S. 151.) Obwohl ähnliche Benennungen auch außerhalb Chinas (z. B. Salzburg, Bleiberg) vorkommen, gewinnen sie in China laut Professor Rosner eine zutiefst politische Dimension: „Wenn nämlich die Regierungspraxis im Reiche der universellen Ordnung entspricht, sind auch natürliche Güter im Überfluss vorhanden, und dies ist ein untrügliches Zeichen der Zustimmung höherer Mächte zur regierenden Dynastie.“ (S. 151)

Die im dritten Teil untersuchten raum-zeitlichen Verteilungsmuster programmatischer Ortsnamen präsentieren diese als wichtige historische Informationsquellen bzw. als Spiegelbilder großer Ereignisse und Umbrüche im Lauf der Geschichte: dazu gehören Umbenennungen zur Befriedung von Naturgewalten nach Katastrophen (z. B. die infolge eines Erdbebens vorgenommene Umbenennung der Präfekturstadt Xuande 宣德 im Nordwesten von Peking in Shunning 順寧 durch die Mongolen im Jahre 1337, S. 163), die Bekundung von Loyalität gegenüber der herrschenden Dynastie Ende des Aufstandes von An Lushan durch Umbenennungen von Lucheng 鹿城 in Shulu 東鹿; Luquan 鹿泉 in Huolu 獲鹿, Fangshan 房山 in Pingshan 平山 im Jahre 756 (S. 208), die Umbenennungen unter den Qing, die aus einem ausgeprägten Barbaren-Komplex der Mandschus erfolgten und die als diskriminierend empfundenen Ortsnamen mit dem Zeichen *lu* 虜 (*Gefangenzunehmende*) veränderten, so z. B. die Umbenennung von Pingluo 平虜所 in Pingluoxian 平羅縣 in Ningxia 寧夏 (S. 285.)

Die von Professor Rosner herangezogenen Beispiele illustrieren einen Reichtum an Konnotationen, der den programmatischen Ortsnamen eigen ist: Der Akt einer Umbenennung bzw. einer Neubenennung ist hier stets politisch motiviert. Der jeweils vorgebrachte neue Ortsname stellt also viel mehr dar als einen Marker zur Einführung eines neuen Diskurs-Subjekts. Auch wenn Professor Rosner die auf den Möglichkeiten der chinesischen Schriftsprache beruhende Emblemik dieser Namen hervorhebt, durch welche große Sinnzusammenhänge mittels weniger Zeichen ins Gedächtnis gerufen werden (S. 1), was sie von ähnlichen Fällen in anderen Kulturen – etwa den russischen Vladivostok und Vladikavkaz – abhebt, präsentiert seine Arbeit eine solide Grundlage für ein weiteres interdisziplinäres Studium programmatischer Eigennamen als Phänomen von ausgesprochener kulturwissenschaftlicher Bedeutung.